

## Der Tod als Fingerübung

Richard Jilka

Wie an so vielen Morgenenden, wie an allen, an denen es ihm irgendwie möglich ist, geht er in die einmalige Frische des Morgens hinaus. Dabei verfolgt er kein besonderes Ziel. Noch ist nichts zu erledigen oder zu besorgen. Dem weniger Wichtigen nachzugehen, erlaubt er sich erst nach der Begegnung mit dieser unverbrauchten Frische. Diese einmalige, so kurze Zeit möchte er nicht versäumen oder mit weniger Bedeutsamem vertun. Dies ist seine Lebensgewohnheit. Ein Weilchen nach dem Erwachen, meist ohne von einem Frühstück belastet zu sein, nur durch zwei, drei Tassen Tee vorab begeistert, so lange er noch unverbraucht, frisch und frei dem Morgen ebenbürtig ist, will er zum Freien hinaus, durchs Freie hindurch. So lange ihm weniger Wichtiges noch nicht den unmittelbaren Zugang verstellt hat zu dem Spiel des Lichts, zu den Farben, Formen oder Düften da draußen, muß er diese Zeit auskosten. Dann ist es, als lächele ihm das ganze Leben durch die Tiere, Pflanzen, ja sogar die Steine hindurch an. So deutlich und kräftig wie morgens ein Weilchen nach dem Erwachen wird es während des Tages nicht mehr werden, im Tageslauf verblaßt es eher, bis es am Abend – vielleicht – noch einmal aufleuchtet als Nachglanz, einläutend die Ruhe und Stille der Nacht; in der alles verschwindet, um sich so geborgen wieder zu erneuern für den Morgen. Diesen ewigen Morgen genießt er und kostet ihn aus, wenn es ihm irgend möglich ist. Dieser Morgen ist bedeckt, novemberhaft, obwohl es bereits auf den Frühling zugeht und vereinzelte Vögel lärmen. Es ist wieder Morgen. Frohgemut in den alten Wintermantel gehüllt stapft er aus seiner Behausung heraus auf den feuchten Asphalt der Straße, hinaus aus der Siedlung, wo bereits das alltägliche Grollen beginnt. Die Anhöhe hinab schlängelt sich die Straße durch ein Waldstück in das Bachtal. Und wieder läßt er sich ganz ein, verbietet sich alle aus dem vergangenen Tag oder der Nacht andrängenden, in den kommenden Tag vorauseilenden Gedanken, badet im Licht, trinkt die Luft in tiefen Zügen. Er ist wieder da. Drunten im Bachtal röhrt ein Motor, ein Auto hastet durch die Kurven. Doch längst hat er sich angeübt, solche unausweichlichen Störungen unbeachtet durch sich hindurch zu lassen. Schon ist er wieder im Wäldchen, an beiden Seiten der abschüssigen Straße ragen feucht und schwarz die Stämme alter Bäume empor, vereinigen über dem Weg ihr Geäst. Und er glaubt wieder in sich zu fühlen, wie sie wachsen und weben. Den Kopf biegt er leicht in den Nacken zurück, saugt durch geöffnete Lippen die kühle Luft. Mit geweiteten Augen folgt er den Windungen der Bäume, betastet ihre gewundenen Stämme, verliert er sich im verworrenen Geäst über dem Weg. Es bildet ein endlos scheinendes, schwarzes Netz vor weißem Himmel. Das Auto kreischt aus der nächsten Biegung herauf, er reißt Mund und Augen auf, springt zur Seite, wird aber vom Kotflügel an der Hüfte erfaßt und rücklings in den Straßen-graben geworfen. Sein Genick schlägt auf den Stein. Nun lag er verbogen, aus seinem rechten Mundwinkel sickerte ein dünner Faden hellroten Blutes, tropfte langsam stetig in das fahle Gras zu seiner Seite. Seine weit geöffneten Augen starrten starr in das schwarze Netz vorm Weißen.